

MATTHIAS W. SEIDEL

Zeitelmoo

Ein Fichtelgebirgs-Krimi



HAGERS
2. FALL

Vorbemerkung des Verfassers:

Handlung sowie Personen des Romans sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen wäre rein zufällig.

Die Schauplätze des Krimis habe ich den Bedürfnissen meiner Geschichte angepasst. Wirklich echt ist nur das Zeitelmoos, um das sich nach wie vor düstere Legenden ranken.

Für Tom Bjarne

*Grausig ist's im Zeitelmoos,
kein Blatt regt sich am Baume.
Aus düstrem Tümpel flüstert's mir,
und wüsst' ich es nicht besser selbst,
käm's vor mir wie im Traume.*

*Grausig ist's im Zeitelmoos,
kein Vogel singt im Haine.
Kein Weg, kein Steg sich finden lässt,
von Nebelschwaden fest umhüllt,
folgt sie mir still, die Meine.*

*Grausig ist's im Zeitelmoos,
die Nacht bricht rasch hernieder.
Aus der Ferne winkt ein Licht,
doch folg' ich seinem Sehnen,
weiß ich, ich kehr nie wieder ...*

(Verfasser unbekannt)

Inhaltsverzeichnis

- I. Kapitel
- II. Kapitel
- III. Kapitel
- IV. Kapitel
- V. Kapitel
- VI. Kapitel
- VII. Kapitel
- VIII. Kapitel
- IX. Kapitel
- X. Kapitel
- XI. Kapitel
- XII. Kapitel
- XIII. Kapitel
- XIV. Kapitel
- XV. Kapitel
- XVI. Kapitel
- XVII. Kapitel
- XVIII. Kapitel
- XIX. Kapitel
- XX. Kapitel
- XXI. Kapitel
- XXII. Kapitel

XXIII. Kapitel
XXIV. Kapitel
XXV. Kapitel
XXVI. Kapitel
XXVII. Kapitel

I.

Bei Gott, es war nie meine Absicht gewesen; nie habe ich Vergleichbares vorgehabt oder bewusst erwogen. Bis zu dem Tag, an dem es erstmals geschah, hatte ich nicht im Traum daran gedacht, dass überhaupt irgendjemand zu so etwas fähig sein könnte. Es hat sich ergeben wie ein Unheil sich ereignet, wenn man am allerwenigsten damit rechnet. Der Herr möge mir verzeihen, was ich seinen Kreaturen angetan habe, aber gilt es nicht Leben zu retten? Nein, nein, nicht mein eigenes Dasein. Ich weiß sehr wohl, dass meine Seele jeden Anspruch auf Absolution eingebüßt hat. Und da sie kein Priester sind, werde ich mich hier und jetzt auf die nackten Tatsachen beschränken, so gut und so weit es mein Erinnerungsvermögen zulässt.

Noch ein Wort vielleicht, denn inzwischen glaube ich felsenfest daran, dass der Weg in die Verdammnis jedem Einzelnen von uns von Geburt an vorgezeichnet ist. Vielleicht gibt es einen Kampf zwischen Gut und Böse, Engeln und Teufeln, der, wenn wir die Welt erblicken, längst entschieden hat, wohin die Reise geht. Vielleicht verhelfen mir derartige Gedanken und Bilder über die simple Tatsache hinweg, dass ich Todsünden begangen habe, die mir kein Gott verzeihen kann. Haben sie sich je die Frage gestellt, was es letzten Endes ist, das aus einem Menschen Mutter Theresa auf der einen Seite, Adolf Hitler auf der anderen werden lässt? Ich für meinen Teil habe sie mir ein Leben lang gestellt, zu meinem Leidwesen jedoch bis heute keine erfindliche oder gar überzeugende Antwort erhalten. Ich denke, es ist die Tiefe des Grautons, der sich für die meisten

von uns aus dem Schwarz und Weiß mischt, aus dem wir bruchstückhaft zusammengefügt sind.

Wie dem auch sei. Alles begann im zehnten Sommer, einem Sommer, wie man ihn sich nicht besser wünschen konnte. Die Tage waren heiß, die Luft war trocken und der Südwind führte Sand aus der Sahara mit sich. An den hellen Abenden durfte ich mit Anna und Joseph bis in die milden Nächte hinein hinter der Scheune sitzen und Sterne beobachten. Es war gar nicht so leicht, den Abendstern auszumachen, selbst wenn man wusste, wo in etwa man danach zu suchen hatte. In einem Augenblick war er noch unauffindbar, im nächsten funkelte er bereits am blassblauen Firmament. Josephpaffte immer seine uralte Pfeife, blies herrliche Kringel in die Luft und erzählte so lebendig von der guten alten Zeit, dass ich, auch ohne die Augen geschlossen zu halten, alles wie auf einer Kinoleinwand vor mir sah. Anna saß da und stopfte Socken, sang bisweilen Lieder oder lachte, wenn Joseph wieder einmal erzählte, wie das damals war, als er das erste Mal auf unserem Traktor gesessen und gleich den Zaun vom Hühnerstall damit platt gemacht hatte. *Teufelszeug!*, wetterte er immer, und hob mahnend den Zeigefinger. Er war seiner Lebtag Knecht gewesen und im Krieg obendrein zum Krüppel geworden. Der Splitter eines englischen Panzergeschosses hatte in der Nähe von Amiens ein bleibendes Andenken in Form eines steifen Beins hinterlassen.

Einmal die Woche durfte ich mit meiner Schwester die Schlager im Radio hören. Der riesige Nordmende – Papas ganzer Stolz – stand auf der Kommode gleich neben dem Sofa. Ich lauschte gerne seinem fülligen Klang und studierte oft die komischen Namen auf der warmweißen Senderskala, wie Lahti oder Minsk. Ganz besonders aber hatte es mir das magische Auge angetan. Sein grünes Leuchten zog mich derart in seinen Bann, dass ich stets vorgab, den Sender neu einstellen zu müssen, nur um zu sehen, wie der

geisterhaft schimmernde Ring in vier Teile zerbrach und die schmalen Fächer sich erneut zu dem geheimnisvollen Reif vereinten. Während Vati ausschließlich dem Bayerischen Rundfunk lauschte, hörten wir Rias Berlin. Peter Kraus sang da von seinem Sugar Baby, Bill Haley von einer gewissen Skinny Minnie und Elvis von sich selbst als verliebten Narren. Meine Schwester wirbelte dabei quer durch die gute Stube oder tänzelte kokett um den klobigen Wohnzimmertisch herum. Danach klatschte ich Beifall und sie verbeugte sich vor ihrem imaginären Publikum. Vater hätte uns bestimmt geschimpft, wenn er gewusst hätte, wie laut wir diese wilde Musik hörten, aber Mutter hat uns niemals verpetzt.

Meine Schwester hatte im Frühjahr einen jungen Mann kennengelernt. Er hieß Franz und wohnte im Nachbardorf. An so manchem Wochenende kam er in diesem Sommer auf den Hof und holte sie zum Tanz ab. Das war immer eine urkomische Sache, denn meine Schwester führte sich jedes Mal reichlich albern auf. Der Franz wiederum stolzierte um sie herum, wie der Hahn um die Henne. Wenn ihm jedoch zufällig unser Vater über den Weg lief, war es mit der Schneid dahin. Dann stand er da wie ein dummer Junge, der eine Fensterscheibe eingeworfen hatte, und wusste nicht wohin mit seinen Händen. Für mich war er schlichtweg ein unmöglicher Kerl. Ich fragte mich jedes Mal, was mein Schwesterherz an ihm finden mochte. Natürlich hatte ich sie danach gefragt, aber sie hatte mir nicht viel mehr geantwortet, als dass ich dafür noch zu jung sei und eines Tages selbst Bescheid wüsste.

Ende August war es, als sie am Vorabend ihres nächsten Treffens mit einer ungewöhnlichen Bitte zu mir kam. Ich saß allein auf der Bank hinter der Scheune und wartete auf Anna und Joseph, die im Stall Futter an die Kühe verteilten. Das Muhen der Tiere war bis zu uns zu hören.

»Morgen kommt er wieder«, sagte sie brüskiert, ohne mich eines Blickes zu würdigen.

»Freust du dich nicht auf den Tanz?«, fragte ich und musterte sie von der Seite.

»Nein«, antwortete sie mürrisch. »Ich werde nie wieder tanzen – nicht mit ihm.«

»Wieso nicht? Tanzt er denn so schlecht?«, fragte ich leichthin.

Meine Schwester drehte sich zu mir. »Er ist böse gewesen«, schnaubte sie mit zusammengekniffenen Augenbrauen.

»Dann darf er nicht mehr kommen«, versicherte ich und wollte sie trösten. Sie aber packte mich fest an den Schultern und sah mir tief in die Augen. In ihrem Blick lag etwas, das ich nie zuvor gesehen, geschweige denn bei ihr erwartet hätte: herzloser, blanker Hass.

»Ich möchte, dass er verschwindet«, raunte sie mir eiskalt entgegen. »Für immer, verstehst du?«

»Du tust mir weh!«, rief ich, und wollte mich von ihr losreißen.

»Hilfst du mir, dafür zu sorgen, dass er mir nicht mehr wehtun kann? Hilfst du deiner Schwester, ja?«, forderte sie und schüttelte mich wie ein Apfelbäumchen bei der Obsternte.

»Ja doch«, gab ich vorsichtshalber von mir.

»Aber du darfst niemandem ein Wort davon sagen! Niemals, versprichst du mir das?«

»Auch Mutti nicht?«

»NIEMANDEM!«

Ich nickte – in erster Linie, weil ich wollte, dass sie endlich aufhörte –, gleichwohl argwöhnte ich, dass mit dieser wortlosen Zustimmung mein Leben eine völlig neue Richtung eingeschlagen hatte.

Tags darauf liefen wir in den Wald. Sie hatte Mutters Rucksack dabei, und zwischen uns wand sich eine von Vaters Zugsägen wie ein gefangener Aal. Ein heftiger Sturm hatte im Frühjahr für reichlich Windbruch gesorgt. Joseph und Papa hatten bis zur Feldarbeit kaum Zeit gefunden alles

zur Gänze aufzuarbeiten. Viele Bäume waren abgeknickt oder mit dem gesamten Wurzelteller umgefallen, ineinander, manchmal kreuz und quer übereinander. Es war nicht ungefährlich, die Stämme zu trennen, dazu brauchte es die nötige Ruhe und reichlich Erfahrung. Mutti hatte immer Angst, wenn die beiden Männer zu diesem Zweck in den Wald aufbrachen. Und nun sollten wir beide diese schwere Arbeit allein verrichten, ohne den Eltern Bescheid zu geben?

Im Forst lagen bereits gut zwei Dutzend Stämme am Wegesrand, die der alte Paul mit seiner Brunhilde herausgezogen hatte. Mindestens genauso viele waren über den gesamten Bestand verteilt und warteten auf ihre Aufarbeitung.

Meine Schwester steuerte zielsicher auf einen riesigen Wurzelteller zu, der wie eine Kralle des Teufels senkrecht aus dem Boden ragte. Ich mochte diese Dinger nie leiden, weil sie mir Angst machten. Sie rochen nach Moor und Fäulnis, und die pechschwarze Erde um die entblößten Wurzeln wirkte auf mich wie verfaultes Fleisch um die bleichen Knochen eines vor Urzeiten verendeten Riesen. Zudem pflegte unsere Oma bis zu ihrem Tod allerlei Geschichten zu erzählen, von Hexen und Gnomen, Moosweibern und Feen, feurigen Hunden und dergleichen mehr. Wurzelteller waren für sie schlichtweg Eingänge zu jener gespenstischen Welt unter Tage, die jeder Wandersmann, so ihm sein Leben etwas wert war, tunlichst mied.

Zaghaft schlich ich um die finstere Öffnung im Boden herum. Ein mächtiger Fichtenstamm schloss sich dahinter an. Von dieser Seite wirkte alles vertraut und normal, bis auf die Tatsache, dass die Welt Kopf stand. Die gähnende Öffnung jedoch war eine Falle, ein aufgerissener Rachen. Er wartete auf unvorsichtige Spaziergänger, die sich ihm näherten und ihn als Unterstand gegen Wind und Wetter nutzten. Mich fröstelte, als ich mir vorstellte, wie dieses

Maul zuklappte und alles, was sich darin befand, unwiderruflich der Vergangenheit anheimfallen ließ.

Meine Schwester hatte den Rucksack abgelegt und gab mir zu verstehen, das freie Ende der Säge zu ergreifen. Ich hatte bisweilen Joseph hin und wieder beim Brennholz machen geholfen, aber solch dicke Stämme waren nie dabei gewesen. Nichtsdestotrotz packte ich zu, und das scharfe Blatt glitt, Zug um Zug, in das trockene Holz.

Hand aufs Herz! Mir war bis dahin nicht klar, was meine Schwester tatsächlich beabsichtigte, denn dahingehend hatte sie zuhause kein Sterbenswörtchen verloren. Ich hatte jedoch geahnt, dass es irgendwie zu dem Plan gehören musste, den verhassten Franz loszuwerden. Beim Anblick des offenen Wurzeltellers lief es mir eiskalt über den Rücken, weil ich mir ausmalte, wie es dem armen Teufel da unten ergehen mochte, welche Qualen und Torturen ihn erwarteten, wenn er dieses Höllentor erst durchschritten hatte.

Da nun aber der gähnende Schlund bald verschlossen war, atmete ich erleichtert auf. Noch zwei, drei Minuten harte Arbeit und der Stamm würde nachgeben, der Rest des Holzes zersplittern und der riesige Stumpf geräuschvoll dahin zurückkehren, wohin er gehörte. Was jedoch folgte, überraschte mich so sehr, dass ich, mitten in der Bewegung ausgebremst, schmerzhaft gegen den Griff der Säge prallte.

»Das soll genug sein.« Meine Schwester hörte unverrichteter Dinge mit dem Sägen auf und ließ diese im Stamm stecken.

»Wollen wir das Loch nicht schließen?«, fragte ich naiv, wie ich war.

Meine Schwester schüttelte den Kopf. »Nicht jetzt«, sagte sie leise, und lächelte vielsagend.

An diesem Abend hatte ich keine Lust, weder auf Sterne noch auf Geschichten noch auf Lieder. Wie es der Zufall wollte, zog von Westen kommend eine Gewitterfront über die Berge. Es schüttete wie aus Kannen, blitze und donnerte

die halbe Nacht hindurch. Erst gegen Morgen verfiel ich in einen dumpfen, traumlosen Schlaf.

Tags darauf war meine Schwester wie verwandelt. So gut gelaunt und sorglos hatte ich sie lange nicht gesehen. Mir fiel ein Stein vom Herzen, glaubte ich doch, alles sei noch einmal gut gegangen, und der Franz habe dazugelernt, und meine Schwester habe ihm verziehen, und er würde auch weiterhin mit ihr zum Tanz gehen.

Die restlichen Sommerwochen verstrichen, Franz jedoch ward nicht gesehen. Sie sagte mir, dass es endgültig aus und vorbei sei zwischen ihnen und er nie wieder zu uns kommen würde. Mir konnte es ja egal sein, denn ich hatte ihn, wie gesagt, ohnehin nicht ins Herz geschlossen.

Der Herbst brachte für uns alle reichlich Arbeit – auf dem Feld wie auf dem Hof. Kohl, Kartoffeln und Getreide mussten geerntet, Obst und Gemüse eingekocht, Gänse, Puten und zwei Schweine geschlachtet und der Karpfenteich abgefischt werden. Der vergangene Sommer war plötzlich nicht viel mehr als eine schöne Erinnerung aus längst vergangenen Tagen.

Bald wehte der erste Schnee ins Land. Die Abende wurden lang und länger. Wir saßen zusammen in der warmen Stube über dem Backofen. Die Männer schnitzten Zinken für Holzrechen, die Frauen spannen Wolle oder strickten. Nebenbei erfuhr ich, dass der Franz seit geraumer Zeit spurlos verschwunden war. Während ich darüber nachdachte, machte sich ein mulmiges Gefühl in mir breit. Meine Schwester hingegen zeigte in Anbetracht dieser Tatsache nicht die geringste Anteilnahme.

Ich war eben dabei, die Sache erneut zu vergessen, als kurz vor dem Nikolausabend ein Polizeiauto auf den Hof gefahren kam. Es war ein weißgrüner VW Käfer mit einem dicken Blaulicht auf dem Dach, dem zwei Beamte in Uniform entstiegen. Ich wurde von meiner Mutter sogleich aus dem Zimmer geschickt, aber ich konnte nicht umhin, auf der Treppe kehrt zu machen und heimlich dem Wenigen zu

lauschen, das durch die massive Tür drang. Es ging, soviel bekam ich rasch mit, um den Verbleib des Jungen. Sie hatten in Erfahrung gebracht, dass meine Schwester eine Zeit lang mit ihm zusammen gewesen war, doch die ganze Familie, nebst Anne und Joseph, versicherte glaubhaft, keiner wisse, wo er abgeblieben sei. Der Käfer verließ daraufhin den Hof so schnell wie er gekommen war, und kehrte nie wieder.

Mutterseelenallein machte ich mich tags darauf klammheimlich auf den beschwerlichen Weg in Richtung Zeitelmoos. Der Schnee lag kniehoch und keiner der Waldwege war geräumt. Ich musste mir die Kapuze tief ins Gesicht ziehen, so eisig blies und stach der Wind. Dennoch wollte ich, nein, ich musste mir ein für alle Mal Gewissheit verschaffen.

Im Bestand angekommen, ließ der Wind urplötzlich nach. Der ganze Forst war zu Schnee und Eis erstarrt. Die Sonne brach durch die Wolkendecke und verwandelte die weiße Welt in eine glitzernde Märchenlandschaft. Ruhe und Frieden herrschten um mich herum. Das Knirschen des Schnees unter meinen Schuhsohlen und mein Atem waren die einzigen Geräusche weit und breit. Vereinzelt rieselte Schnee lautlosen Fontänen gleich von den Ästen der Bäume. Ich kann nicht sagen wie lange dieser Zustand anhielt – die Zeit selbst schien eingefroren zu sein –, ich weiß nur, dass es lautlos zu schneien begann, als ich mich auf den Rückweg machte.

Ich musste mir hin und wieder Schneeflocken aus den Augen wischen. Mein Herz pochte wild in meiner Brust, denn was ich gesehen und gefunden hatte waren Stümpfe, nichts als kahle Stümpfe ...

II.

Das Schuljahr war bereits weit fortgeschritten, ohne die Aussicht darauf, sämtliche im Lehrplan vorgesehenen Weisheiten ordnungsgemäß in den Schülern zu verfestigen. Gut zwanzig Prozent des jeweiligen Jahrgangs litten unter chronischer Intelligenzallergie. Ob dies der fehlenden Didaktik seitens des Lehrkörpers oder den vermissten kognitiven Anlagen wie der Sorgfaltspflicht seitens der Eltern zuzuschreiben war, ließ sich nicht schlüssig beantworten. Eine Seite schob der anderen den Schwarzen Peter zu.

Es war der Freitag nach Christi Himmelfahrt. Das herrliche Frühsommerwetter der vergangenen Tage hatte dazu beigetragen, die Konzentrationsfähigkeit der Schüler weit unterhalb des zu erwartenden Durchschnitts anzutreffen. Aus diesem und ähnlichen Gründen hatte man kurzfristig beschlossen, dem Greifvogelpark in Wunsiedel einen Besuch abzustatten. Die Hoffnung bestand darin, dass der vergangene Feiertag, der Ausflug sowie das bevorstehende Wochenende dem Schulleben insgesamt die Aufmerksamkeit zurückgeben mochten, die die verbleibende Woche vor den Pfingstferien für sich beanspruchte.

Obwohl direkt vor der Haustür gelegen kannten die wenigsten Kinder diesen Tierpark der besonderen Art. Am Mittwoch war der notwendige Unkostenbeitrag eingesammelt worden. Während die Klassen 1 bis 4 in Reih und Glied vor dem Schulgebäude aufmarschierten, brachten es auch die letzten Nachzügler fertig, das bis dato säumige Geld bei Studienrat Glaubrecht abzugeben.

Zwei Busse fuhren vor. Die Meute drängte ungestüm zu den sich öffnenden Türen. Frau Anselm und Frau Töpfer schickten sich an, den allgemeinen Rangeleien um die besten Plätze Herr zu werden, während Studienrat Glaubrecht, nachdem er das Geld in einer Mappe verstaut hatte, einen gemütlichen Plausch mit einem der Busfahrer pflegte. Schlussendlich hatte jeder einen Platz gefunden. Die Fahrt konnte beginnen.

Kaum eine halbe Stunde später hielten die Busse direkt vor dem Eingang am Katharinenberg. Es folgte das nämliche Chaos: Die kleine Sophia aus der Ersten weinte, weil sie ihr Lunchpaket an der Schulgarderobe vergessen hatte. Max und Tom aus der Dritten mussten davon abgehalten werden, lebensgefährlich auf dem den Park umgebenden Zaun herumzuturnen. Lisa-Maria hatte sich den Finger in der Armlehne ihres Sitzes eingeklemmt und Jeremy musste dringend aufs Klo.

Fünf Minuten später war die Welt wieder in Ordnung. Lehrer Glaubrecht zählte das vereinbarte Eintrittsgeld (das meiste in Münzen) an der Kasse ab, während die Schülerinnen und Schüler in Zweierreihen unter der Aufsicht von Frau Anselm und Frau Töpfer in den Park schlüpfen. Relativ entspannt nahmen die Knirpse auf der Zuschauertribüne Platz und harrten mehr oder weniger geduldig der Dinge, die da folgen sollten.

Die Vormittagssonne beleuchtete die im Halbkreis hinter einem Rasenstück angelegten Volieren. Vereinzelt waren die Rufe der Raubvögel zu hören. Der Greifvogelpark Katharinenberg genoss weit über die Landkreisgrenze hinaus allgemeines Wohlwollen – nicht nur aus den Reihen der Jagdvogelliebhaber. Falkner Burghard Riedel war es mit dem entsprechenden Know-how, mit viel Mühe und Ehrgeiz gelungen, der Fichtelgebirgsregion auch in dieser Hinsicht zu dem ihr gebührenden Ansehen zu verhelfen. Er war es auch, der die Schüler samt Lehrkörper in seinem Park herzlich willkommen hieß.

Von seinen Mitarbeitern unterstützt wurde der staunenden Menge nun ein Bewohner nach dem anderen präsentiert. Zum Entsetzen der weiblichen Zuschauer stellten sich alsbald die gelben Wattebäusche, die den Vögeln als Belohnung gereicht wurden, als Küken heraus. Es folgte ein knapper Hinweis auf die schmackhaften Steaks und Bratwürste, die am vergangenen Feiertag auf dem Grill gelandet waren. Ein wirklicher Trost war das nicht.

Eine der Hauptattraktionen stellte die simulierte Flugwildjagd dar. Zunächst ließ Pilot Andy sein Modellflugzeug surrend in die Lüfte steigen (samt und sonders die Jungs waren hellauf begeistert). Wie jeder erkennen konnte, befand ich an seinem Heck ein kleiner, gelber Ball. Als Falke Mira in den wolkenlosen Himmel stieg, wurde selbst den Jungs klar, dass dieses kleine Etwas nichts anderes als ein Lockvogel, die Attrappe eines Kükens war. Schwamm drüber!

Ausgerechnet die kleine Sophia wurde zu guter Letzt auserkoren vor versammelter Mannschaft, mit einer mit Futter präparierten Käppi auf dem Kopf, in der Mitte der Wiese ihren Platz einzunehmen. Dass sie sich sichtlich unwohl fühlte, konnte jeder sehen. Aaron startete mit kurzem Flügelschlag, segelte auf die arme Sophia zu und stibitzte sich den dargebotenen Happen. Tosender Applaus war zu hören. Sophia grinste jetzt über beide Wangen und genoss den seltenen Rummel um ihre Person.

Als sie sich der Kopfbedeckung entledigen wollte, spürte sie, dass etwas dort oben gelandet war. Sie verzog sogleich die Mundwinkel, fürchtete sie doch, Aaron habe, zum Dank für ihre Mühe, etwas Unfeines auf ihr abgeladen. Mit zitronensaurer Miene, und in Erwartung eines Häufchens, griff sie über sich und ertastete einen rundlichen Gegenstand, nicht größer als eine Murmel. Das Ding fühlte sich glitschig an. Um sich bittere Gewissheit zu verschaffen, fasste sie zu, hielt sich das ergriffene Elend vor die Augen ... und erstarrte.

Es dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde (der kleinen Sophia hingegen schien es wie eine nicht enden wollende Ewigkeit), ehe ein markerschütternder Schrei aus dem Mund des Mädchens die Farbe aus den Gesichtern der Erwachsenen weichen ließ. Falkner Burghard stürmte dem armen Kind zu Hilfe, Frau Anselm und Frau Töpfer folgten. Keiner der Umstehenden konnte sich einen Reim darauf machen, was die Kleine derart aus dem Häuschen gebracht haben mochte. Die entstandenen Fragezeichen sammelten sich rasch über dem Kopf des armen Mädchens. Doch da war nichts zu entdecken. Die Kleine fing schlussendlich an zu weinen, und öffnete zaghaft die Hand.

Chef Burghard hob nur eine Augenbraue, Frau Anselm und Frau Töpfer warfen sich die Hände vor das Gesicht und ließen zwei weitere Schreie folgen.

Der Vollständigkeit halber gesellte sich nach einigem Zögern auch Studienrat Glaubrecht zu dem Grüppchen. »Ach herrje!«, entfuhr es ihm, als er das blinde Auge in Sophias Hand entdeckte.

III.

Fürchtegott Hager saß an diesem Vormittag in seinem Büro und studierte widerwillig die Akte zu einer vor zwei Tagen angezeigten Kindsmisshandlung. Die buschigen Augenbrauen zusammengezogen, die fliehende Stirn in tausend Fältchen gelegt, brannten seine grünen Katzenaugen vor abgrundtiefem Hass. Solche Vorkommnisse waren ihm äußerst zuwider. Bei den Vernehmungen der mutmaßlichen Täter musste er sich gehörig am Riemen reißen. Ein wehrloses Kind grün und blau zu prügeln (in diesem speziellen Fall obendrein mit zwei gebrochenen Rippen und einer leichten Gehirnerschütterung vorgefunden), war eine riesengroße Sauerei. Es war eine Schande für die Menschheit, ein persönlicher Angriff auf seine Vorstellung von Sitte und Anstand. Auch er hatte als Kind hin und wieder eine Ohrfeige oder eine Tracht Prügel auf den Allerwertesten bezogen, aber da hatte es seinerzeit triftige Gründe gegeben. Heutzutage knüppelten Eltern aus zumeist niederen Beweggründen solange auf ihre Sprösslinge ein, bis diese keinen Mucks mehr von sich gaben. Fürchtegott sehnte sich förmlich danach, die Schmach und Pein der zu Unrecht Unterdrückten denen heimzuzahlen, die sie zu verantworten hatten. Wenn es nach ihm ginge, würden die sich nach seiner Sonderbehandlung bestimmt nie wieder an einem Kind vergreifen. Doch die landläufige Handhabe bestand darin, bei den Schuldigen nach schlüssigen Gründen für die Tat zu forschen. Alkohol- oder Drogenabhängigkeit, Arbeitslosigkeit, Überforderung oder schlichtes Desinteresse an den eigenen Sprösslingen waren die Schlagworte, die

Therapeuten als Rechtfertigung vorschoben. An die Kids und an die Folgen für ihr Leben dachte keiner. Entweder blieben die Opfer weiterhin in der sogenannten Ursprungsfamilie (was weitere Misshandlungen nach sich zog), oder das Jugendamt bemühte sich um einen Heimplatz. Pflegefamilien waren rar in dieser Gegend. Es reichte hinten und vorne nicht aus.

Elende Saubande!

Das Telefon klingelte. Er bog den Rücken gerade und nahm den Hörer ab. »Kriminalpolizei Hof, Oberkommissar Hager.«

»Hi Kommissar! Ich wollte mich mal nach Ihrem werten Befinden erkundigen.«

Fürchtegott Hager erkannte die Stimme nicht gleich wieder. Erst als er ein Lachen hörte, wusste er, wen er in der Leitung hatte. »Streitberg?«

»Martin, ja!«, klang es ihm vollmundig entgegen.

»Dass gerade Sie bei mir anrufen ...« Der Kommissar rutschte auf seinem Sessel hin und her. Damit hatte er weiß Gott nicht gerechnet.

»Ich wollte nur hören, ob Sie noch im Dienst sind«, trällerte ihm Martins Stimme fröhlich entgegen.

Hager fuhr sich mit der freien Hand durch die wirren, schütterten Haare. »Ähm ... ja! Wieso?«

»Na, wegen Schmidts und Wagenschneider.«

Der Kommissar holte demonstrativ Luft. »Hören Sie mir bloß mit den Witzfiguren auf!«

»Haben die Ihnen im Ernst Probleme bereitet? Ich meine, angedeutet hatten sie es ja.«

Fürchtegott wurde augenblicklich in die grausame Realität des vergangenen Herbstes zurückgeworfen. Der Fall Epprechtstein hatte ihm nicht nur seine letzten Nerven, sondern obendrein einen Teil seiner persönlichen wie Amtsauctorität gekostet. Damals hatte sich das LKA in den laufenden Mordfall eingeschaltet. Obwohl es ohne deren

Hilfe gelungen war, den Fall zu den Akten zu legen, hatte die Presse die verhassten Kollegen über den grünen Klee gelobt:

Lösung im Epprechtsteinmordfall hatten fette Lettern verkündet. *Das Eingreifen von LKA-Beamten ermöglicht den lang ersehnten Durchbruch*, hieß es weiter. *Einer eilends anberaumten Pressekonferenz entnehmend, ist es der Polizei endlich gelungen, den grausigen Mord am Epprechtstein restlos aufzuklären. Nach den über Wochen hinweg unbefriedigten Ermittlungsbestrebungen der Hofer Kripo - allen voran Oberkommissar Fürchtegott Hagers -, sah sich das Landeskriminalamt Bayern genötigt, tatkräftig in die Untersuchung einzugreifen. Außerordentlich schnell gelang es den Münchner Beamten um Hauptkommissar Ferdinand Schmidts, die längst überfälligen Erfolge vorzuweisen ...*

»Hallo? Sind Sie noch dran?«, fragte Martin.

Hager räusperte sich. »Ja, doch! Und nein, sie haben mir keine Steine in den Weg gelegt, wenn Sie das meinen. Aber die Schmierfinken von der Zeitung haben die beiden als Retter in der Not präsentiert. Das hat ihnen wohl als Abreibung für mich gereicht. Ach, was soll's? Wie Sie hören, sitze ich nach wie vor fest im Sattel. Und selbst?«

»Ich habe alle Hände voll zu tun. Diverse Ausgrabungen und das ganze Brimborium.«

»Ausstellungen?«, forschte der Kommissar weiter. Martin Streitberg hatte seinerzeit eine Präsentation im Fichtelgebirgsmuseum vorbereitet.

»Nö!«, antwortete Martin knapp. »Ich hab mich auf die rudimentären Aufgaben des Archäologen konzentriert. Sie wissen schon: im Dreck buddeln und auf den Fund seines Lebens hoffen.« Er lachte bellend, fast heißer.

»Und wie geht es Ihrer Freundin, wenn ich fragen darf?« Fürchtegott Hager lauschte gespannt in die Muschel.

»Hm ... Tja ...«

Der Kommissar stutzte. Martin Streitberg suchte offenkundig nach Worten, und eben das erschien Hager

deshalb verwunderlich, weil er den jungen Herrn Doktor als jemanden kennengelernt hatte, der um solche Worte nie verlegen schien.

»Es ... hat nicht geklappt«, flüsterte er leise, fast betreten.

Hager schluckte. »Das tut mir leid. Für sie beide, ganz ehrlich! – Sie haben also keinen Kontakt mehr?«

»Sie hat sich nach allem, was vorgefallen ist, komplett abgekapselt.« Der Kommissar spürte, wie schwer Streitberg die Worte fielen.

»Aber ich habe die Hoffnung nicht ganz aufgegeben«, machte sich Martin Mut.

In Fürchtegotts Ohren klang dies alles andere als überzeugend. Dennoch wollte er den Freund irgendwie aufmuntern. »Recht so, Martin! Sie sind blutjung und ein prima Kerl. Die Welt liegt ihnen zu Füßen. Ihnen werden bestimmt noch viele hübsche Mädchen über den Weg laufen. Andere Mütter haben auch schöne Töchter ...« Fürchtegott verstummte. Es war in Anbetracht der Tatsachen töricht, wenn nicht herzlos, so etwas von sich zu geben. »Ent...schuldigung«, stammelte er. »Ich ... das war ziemlich – «

»Ist schon okay.« Martin hustete. »Jedenfalls war es toll Sie wieder mal zu hören. Falls Sie irgendwann an einem neuen Fall zu knabbern haben sollten, melden Sie sich bei mir, ja? Etwas Abwechslung kann nie schaden.«

»Gewiss, Martin, gewiss.« Hager biss kurz die Lippen aufeinander. »Und wenn Sie im Sommer nicht wissen, was sie anstellen sollen, sind Sie allzeit willkommen – als Gast wie auch als Freund.«

»Sie waren in dieser Zeit ein echter Gefährte, auch wenn Sie selbst vielleicht anderer Meinung sein mögen. Und sie können gut zuhören. Das ist selten geworden in unserer Welt.« Martin schwieg zwei Sekunden. »Ein Lebensabschnitt endet, ein neuer beginnt. Menschen kommen und gehen. Ereignisse finden statt und verblassen. Liebe erblüht und vergeht. Das Rad des Lebens dreht sich unaufhörlich weiter.

Der Schöpfer allein weiß, wann es an der Zeit ist, es anzuhalten. Das Karma unseres irdischen Lebens, die Gesamtheit all unsere Handlungen und Taten, die guten wie die schlechten, finden sich in den Ereignissen, die uns widerfahren. Wir alle sind durchtränkt davon ...« Martin schwieg. »Lassen wir es gut sein. Ich werde mich bestimmt bei Ihnen melden. Versprochen.«

»Das haben Sie wieder schön gesagt, Martin. Machen Sie es gut, und halten Sie die Ohren steif.«

»Machen Sie's besser, Fürchtegott.«

Das Gespräch war beendet. Streitbergs letzte Worte klangen in Hagers Ohren nach. Er fühlte sich mit einem Mal schlechter als zuvor. Dieser Martin war schon ein toller Bursche. Er hatte, trotz anfänglicher Schwierigkeiten, gerne mit ihm zusammengearbeitet. Einen Kollegen von seiner Sorte hatte er immer schmerzlich vermisst. Fürchtegott rückte nachdenklich die Unterlagen auf seinem Schreibtisch zurecht. Instinktiv wusste er, dass es diesen Kollegen für ihn niemals geben würde.

Erneut klingelte das Telefon. Der Kommissar raffte nach dem Hörer. »Haben Sie etwas vergessen, Martin?«, sagte er, hielt jedoch sogleich inne. Ein Oberwachtmeister von der Polizeiinspektion Wunsiedel war am Apparat. Fürchtegott Hager fiel augenblicklich in die Alltagsroutine zurück. Er lauschte aufmerksam. »Noch mal, bitte! Was hat man wo gefunden?«

Der Anrufer wiederholte geduldig die Sachlage und verdeutlichte sein Anliegen.

»Katharinenberg, aha! Steht dort nicht auch diese Ruine?« Hager lauschte. »Und ein Rotwildgehege, soso!« Er holte Luft. »Und weshalb, bitteschön, sollte ich mir das ansehen?«

Der Anrufer wurde eindringlicher, beschwörender.

»Hören Sie mal zu, Kollege! Wegen eines einzelnen Auges fahre ich heute bestimmt nicht mehr nach Wunsiedel. Wer sagt überhaupt, dass es sich um ein menschliches Auge

handelt?« Der Kommissar lauschte abermals, allerdings weniger aufmerksam als zuvor.

»Was denken Sie eigentlich, was ich den ganzen Tag über zu tun habe?« Fürchtegotts Stimme wurde aggressiv. Manche kapierten es nie. Er würde auch viel lieber eine ganze Schicht durch die Gegend fahren und auf Verkehrssünder warten, die falsch parkten, die zu schnell oder zu dicht auffuhren. Er hatte weit Wichtigeres zu tun, als schnöde Nachbarschaftsstreitigkeiten zu schlichten oder entflohenen Wellensittichen und Katzen hinterher zu jagen. Was sich manche Dorfpolizisten einbildeten?

In die Stimme des Oberwachtmeisters mischte sich eine Spur von Unterwürfigkeit – das half.

Der Kommissar beruhigte sich wieder. Wenn er ehrlich war, kam ihm diese Ablenkung nach Martins Anruf sogar sehr gelegen. Die leidige Kindsmisshandlung konnte warten.

»Also schön, ich komme. Haben Sie die Schüler befragt? – Gut. Meinetwegen können Sie sie jetzt gehen lassen. – Die Lehrer auch, klar!«

Ehe er sein Büro verließ, schenkte er sich eine Tasse Kaffee ein.

IV.

In Kram versunken nippte er an seinem wer weiß wievielten Cognac. Selten bekam er harte Sachen in die Finger, meist musste er sich mit billigem Bier begnügen, das im Supermarkt zu Spottpreisen verschleudert wurde. Dennoch gab es keinen Grund, sich über seine Situation zu beschweren. Seine Rente war zwar mickrig (alles in allem schlappe 638 € für ein Leben voller Arbeit), seine Lebenshaltung jedoch befand sich auf gleichem Niveau. Im Großen und Ganzen war er also zufrieden mit sich und seinem Dasein, und, Hand aufs Herz, was konnte er mehr erwarten?

Leben und leben lassen war sein Motto. Nie hatte er sich groß in die wichtigen Familienentscheidungen eingebracht, hatte seiner Frau den Vorzug gelassen, weil er wusste, dass sie die Klügere von beiden gewesen war. Ihr Tod hatte eine Lücke gerissen, die sich nie ganz geschlossen hatte. Im Gegenteil, er vermisste sie mehr denn je.

Die Flasche Weinbrand hatte er seiner Schwiegertochter Bettina zu verdanken, die sich hin und wieder um sein Wohl kümmerte. Sein Sohn Norbert wäre nie und nimmer auf den Gedanken gekommen, ihn wissentlich mit Alkohol zu versorgen. Seiner Meinung nach hatte er bisher mehr als genug davon getrunken. Er hatte nicht vor, es bis zur unvermeidlichen Leberzirrhose oder bis zum Delirium tremens kommen zu lassen. So hielt sich Georg in diesen Angelegenheiten vertrauensvoll an Bettina, die bisweilen ein sorgendes Herz für diese seine Schwäche hatte.

Seine zweite Liebhaberei war das Schlagen und Sammeln von Brennholz. Seit Jahrzehnten trieb es ihn hinaus in den

Forst, das ganze Jahr über, meist frühmorgens oder spät abends, wenn er mit sich und der Welt allein war. Dann sammelte er Holz, soviel sein Fahrrad oder der alte Leiterwagen zu transportieren vermochten. Wenn er einen Fehler hatte, dann den, nicht und niemandem Bescheid zu sagen, bevor er auf seine Art von Raubzug ging. Die meisten Waldbesitzer drückten ein Auge zu, wenn er ihnen schwitzend aber glücklich über den Weg lief. Man hielt ihn bestenfalls für verrückt, weil er alles, was ihm in die Finger kam, in handliche Stücke zersägte und mitgehen ließ. Zu einer Anzeige war es nie gekommen, die Ausbeute hingegen konnte sich sehen lassen. Gut zweihundert Festmeter feinstes Brennholz stapelten sich zwischen dem Anwesen und den angrenzenden Feldern. Klar, die Arbeit durfte man nicht rechnen, doch das tat ohnehin niemand in der Familie. Man sparte Geld und dachte äußerst selten darüber nach, wen man diese Gunst eigentlich zu verdanken hatte.

Hier im Zeitelmoos war er bekannt wie ein bunter Hund. Die, die ihn nicht wirklich kannten, nannten ihn abfällig *Old Woody*, die, die ihn kannten, den Haber Schorsch.

Er nahm einen weiteren kräftigen Schluck und stellte das Glas hart auf dem Tisch ab, der, neben seinem Bett, dem Schrank und einer winzigen Kommode, im Wesentlichen die Einrichtung seines Zimmers darstellte. Seit seine Bruni verstorben war, begnügte er sich mit dem Raum, der früher einmal die Speisekammer gewesen war. Das alte Schlafzimmer war nach ihrem Dahinscheiden viel zu groß und einsam geworden. Norbert hatte seinem jetzigen Kabuff einen Heizkörper und ein größeres Fenster spendiert. Die riesige Kühltruhe, die nun im Gang vor seiner Tür unermüdlich surrte, machte die alte Rumpelkammer überflüssig.

Georg war kein Mann vieler Worte. Was er zu sagen hatte, sagte er, und damit hatte es sich. Ab und an, wenn er richtig gut gelaunt war, summte er leise vor sich hin, zusammenhanglose Melodien, die nur er kannte. Seit

gestern Abend hockte er trübsinnig in seiner Bude und hielt den Alkoholspiegel weit jenseits des zuträglichen. Der Kasten Bier war leer getrunken, die Flasche Cognac würde in Bälde folgen.

Luisa, seine Enkeltochter, hatte mehrfach versucht, ihn aus der Reserve zu locken, jedoch war heute nichts mit ihm anzufangen.

»Opa ist böse mit mir«, hatte sie ihrer Mutter erzählt, und Bettina wollte denn auch gleich wissen, was zwischen den beiden vorgefallen war. Sie wusste, dass Georg am Abend zuvor im Zeitelmoos gewesen war, aber kein Holz, nicht ein Scheit mitgebracht hatte. Sie hatte ihn heute kein einziges Mal gesehen und war ziemlich überrascht, ihn um diese Zeit bereits betrunken in seinem Zimmer vorzufinden.

»Was ist denn dir über die Leber gelaufen?«, fragte sie mit einem Blick auf die halbleere Flasche.

»Dein ... Cognac ...«

»Hat es irgendetwas mit Luisa zu tun?«, forschte sie weiter.

Der Schorsch hob mühsam den Kopf und blickte ihr mit glasigen Augen entgegen. »Ne!«

»Ist gestern im Wald etwas vorgefallen? Du hast ja kein einziges Stück Holz mitgebracht!«

»Das willst du nicht wissen – ganz bestimmt nicht«, raunte der Alte finster, und nahm einen kräftigen Schluck.

V.

Eine halbe Stunde später befand sich Fürchtegott auf der A93 in Richtung Wunsiedel. Die Autobahn wurde, wie fast immer, von Lastwagen beherrscht. Gemütlich zuckelte er hinter einem polnischen Sattelzug her, dessen Firmenlogo entfernt an eine deutsche Nudelmarke erinnerte. Das Telefonat mit Martin Streitberg wollte einfach nicht aus seinem Kopf. Widerwillen musste er schmunzeln als er an ihren letzten Abend dachte. Sie hatten Bier getrunken, Musik gehört, eine Flasche Whisky geleert und tatsächlich einen Joint geraucht. Drei Stunden hatte er am nächsten Tag Wohnung und Hirn belüftet, aber noch Tage danach war es ihm vorgekommen, als wollte der Duft nach Cannabis partout nicht weichen. Schließlich hatte er die Vorhänge im Wohnzimmer einer gründlichen Wäsche unterzogen und die ganze Wohnung mit Fichtennadelspray eingenebelt. Ganz schlecht war ihm dabei geworden, und selbst seine aus der Kur zurückgekehrte Irmgard hatte ihn um Klärungsbedarf genötigt. Er habe aus Versehen Bier verschüttet, hatte als Notlüge herhalten müssen.

Fürchtegott Hager grinste und schüttelte den Kopf. Als er den Blinker setzte, um endlich den Laster zu überholen, bimmelte sein Handy. Sein dunkelblauer Passat blieb der rechten Fahrspur treu. Der Kommissar drückte die Freisprechtaste. »Hager.«

»Ich bin's, Irmgard!«

Wenn man vom Teufel spricht!, dachte Fürchtegott und nahm den Fuß vom Gaspedal. Der Abstand zu seinem polnischen Nachbarn vergrößerte sich.

»Ich wollte dich zur Sicherheit nur noch mal an die Walkingstöcke erinnern. Herr Schütz hat mir zwar versprochen, dass er uns bis Freitagabend zwei Paar zurücklegt, aber sicher ist sicher. Die sind spottbillig! Im Sportgeschäft zahlt man das Dreifache dafür. Es liegt also ganz in deinem Interesse, die Sachen rechtzeitig abzuholen. Oder hast du sie schon abgeholt? Und sag jetzt bitte nicht, dass dir etwas dazwischen gekommen ist. Die Ausrede kenne ich zu Genüge. Die zieht bei mir nicht mehr. Ich möchte mich vor Betty und ihrem Mann ungern blamieren, verstehst du? Es reicht schon, dass du vorhast, deinen uralten Trainingsanzug und deine ausgelatschten Turnschuhe anzuziehen. Was sollen die beiden von uns halten? Daran will ich gar nicht denken. Hast du die Stöcke oder hast du sie nicht?«

Der Kommissar verzog die Mundwinkel. Der Pole war trotz Bergauffahrt entschwinden. Ein roter Kleinlaster neben ihm hupte. Der Fahrer zeigte ihm während des Überholvorgangs den Vogel. Hager warf einen Blick auf das Tachometer: sagenhafte 75 Stundenkilometer wurden angezeigt. »Ich ... ich bin soeben auf dem Weg nach Wunsiedel. Dringender Einsatz.«

»Fürchtegott!«, schrillte es ihm unmissverständlich entgegen.

Der Kommissar schluckte. »Es ... es ist alles in Ordnung.« Seine Stimme klang wenig überzeugend.

»Hast du die Sachen abgeholt oder nicht?« Irmgards Stimme klang hingegen sehr resolut. »Mir genügt ein einfaches Ja oder Nein!«

»Ja ... doch! Selbstverständlich!«, würgte Hager hervor.

»Ich will es hoffen – für dich!«

»Ich muss jetzt weiter, ja? Sonst halte ich den ganzen Verkehr auf.«

»Meinetwegen brauchst du niemanden aufhalten – am allerwenigsten dich selbst. Aber ich weiß schon: Multitasking

ist Frauen vorbehalten. Kommst du wenigstens heute pünktlich nach Hause?»

»Das ... das kann ich dir im Augenblick nicht versprechen«, druckste der Kommissar herum.

»Hätte mich auch gewundert«, kam es prompt zurück. »Bis irgendwann, tschüss!«

Du mich auch!, dachte der Kommissar und drückte Irmgard beiseite. Er trat das Gaspedal durch und ließ das Seitenfenster zwei Zentimeter nach unten gleiten. Mit Grauen dachte er an das bevorstehende Wochenende. Er hatte seiner Frau nicht ausreden können, ihre Kurbekanntschaft samt Ehegatten einzuladen. Viel lieber wäre es ihm gewesen, wenn sie sich einen entsprechenden Schatten angelacht hätte, dann würde er wenigstens an den Wochenenden seine Ruhe haben.

»In einem Kilometer bitte die Autobahn an der Ausfahrt Wunsiedel verlassen«, tönte ihm die Stimme aus dem Navi entgegen.

Fürchtegott presste die Luft aus den Nasenlöchern. *Ganoven und Weibsbilder sind mein Schicksal!* Plötzlich waren Martins Worte überdeutlich präsent.

*

Die Stimme aus dem Computer lotste ihn bis in die Kreisstadt. Ein schmaler Hohlweg führte in etlichen Windungen bis hoch zum Katharinenberg. Vorbei ging es an besagtem Rotwildgehege nebst Parkplatz. Neben einem einsam gelegenen Haus endete das Sträßlein.

»Sie haben ihr Ziel erreicht«, wusste die Navigatorin emotionslos zu berichten.

Der Kommissar stoppte seinen Wagen direkt auf dem ausgewiesenen Behindertenparkplatz, zog den Zündschlüssel und stieg aus. Direkt daneben führte ein Fußweg in den Park hinein. Bald erkannte er die linker Hand gelegene Ruine der Kirche St. Katharina. Auf diesem Hügel